

nistrativem Wege, so meint er, lasse sich ein europäisches Unionsvolk nicht herstellen.

Brunkhorst hat zweifellos ein interessantes und lesenwertes Buch geschrieben. Die ideengeschichtliche Rekonstruktion des Solidaritätsbegriffs und seiner Verbindung mit dem Demokratie-Konzept ist informativ und pointiert. Die Schwachstellen des Buches liegen ausgerechnet in der unklaren und rigoros zurückgeschnittenen Soziologie. Tatsächlich kommt die Soziologie nur in Andeutungen oder kaum belegten Behauptungen vor; fast die gesamte soziologische Literatur der letzten zehn, zwanzig Jahre, die sich der Solidaritätsproblematik gewidmet hat, wird ignoriert. Erwähnt werden nicht einmal die einschlägigen Arbeiten eines so nahen Verwandten wie Axel Honneth, auch nicht Habermas' Reflexionen über das spannungsreiche Verhältnis von Gerechtigkeit und Solidarität, das über die Idee der Rechtsgenossenschaft hinaus weist. Zwischen den normativen und verfassungstheoretischen Analysen einerseits und den mehr oder weniger ad hoc herbeizitierten empirischen Beobachtungen andererseits erstreckt sich ein methodologisches und theoretisches Niemandsland, das Brunkhorst zwar steil überfliegt, aber nicht erkundet, geschweige denn begehbar macht.

Was ist bspw. der soziologische Gehalt des Lamentos: „Die Bürger Europas haben eigene Rechte, aber sie haben sie sich nicht selbst gegeben“ (231) oder der Feststellung, das in den Mitgliedsstaaten bereits anerkannte Demokratieprinzip müsse auf europäischer Ebene „nur“ noch in einer reformistisch (!) nachholenden Revolution (!) umgesetzt, ausgestaltet und konkretisiert werden“, um so „die leere Hülle unausgestalteter Legalität zum öffentlichen Sprachrohr der kommenden Demokratie zu formen“ (236)? Wer oder was ist außerhalb verfassungstheoretischer Konstruktionen das „Volk“, in welchem Verhältnis steht es zu den staatlichen Organen und zu den intermediären Organisationen? Brunkhorst ist zuzustimmen, wenn er fordert, der „normative Rechtsbegriff des Volkes, der vom Demokratieprinzip gefordert wird,“ sei scharf von allen „faktischen, empirisch-ethnischen Volksbegriffen ... wie von allen übrigen, faktisch-gesellschaftlichen Voraussetzungen funktionierender Demokratie“ abzugrenzen (222). Nur, leider erfährt man nichts über diese Voraussetzungen – jedenfalls nichts, was über Grobzeichnungen der „funktional-differenzierten“ (Welt-)Gesellschaft hinausginge.

Man wüsste doch gerne, wie „Objekte“ der Evolution zu „Subjekten“ der Revolution werden können, und wie die „desozialisierten“ Individu-

en, die aus der Gesellschaft irgendwie herausfallen, wieder in sie hineinspringen können. (Das ist ja nicht Luhmanns Konzeption). Und schließlich wüsste man auch gerne, wie universalistische Orientierungen, die in dem Konzept einer globalen und solidarischen Rechtsgenossenschaft zusammenlaufen, ohne partikuläre Bindungen motivational wirksam werden können. Sobald man sich um die Empirie der politischen Solidarität ernsthaft kümmert, muss man auch auf andere Solidaritätskategorien (s. oben Baum) oder Anerkennungsformen (s. Honneth) zu sprechen kommen.

Helmut Thome

*

Herfried Münkler und Harald Bluhm (Hg.): *Gemeinwohl und Gemeinsinn. Historische Semantiken politischer Leitbegriffe*. Berlin: Akademie Verlag 2001. 336 Seiten. ISBN 3-05-003628-1. Preis: € 39,80.

Roland Becker, Andreas Franzmann, Axel Jansen und Sascha Liebermann (Hg.): *Eigeninteresse und Gemeinwohlbindung. Kulturspezifische Ausformungen in den USA und Deutschland*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2001. 234 Seiten. ISBN 3-89669-811-7. Preis: € 29,-.

Gemeinwohl und Gerechtigkeit sind als Losung oder Forderung in vieler Munde. Sie sind es vor allem deswegen, weil sie überall schmerzlich zu fehlen scheinen. Trotz gesteigerter Solidaritätserwartungen denkt das Zeitalter des Individualismus eher an ‚Meinwohl‘, nicht zuletzt die Skandalisierung des öffentlichen Lebens verdeutlicht diese Verkümmern des Pflichtbewusstseins. Und über Gerechtigkeit wird umso mehr geredet, je weniger sie im Alltag der Wirtschaftsgesellschaft anzutreffen ist – es sei denn als beruhigende Formel, alles gehe doch gerecht und daher mit rechten Dingen zu, weil jedermann für die Lage verantwortlich ist, in er sich wieder findet, wie avers sie auch sei.

Was also macht die Gesellschaft erträglich und was hält sie vor allem zusammen? Bloße Routine oder benötigen wir mehr Tugendhaftigkeit? Reicht mit Theodor Geiger kühles Eigeninteresse aus für die abspulende Reziprozitätendynamik? Folgt die Interaktionsmotorik gar einer Eigenlogik des Zusammenlebens, der nur zu entsprechen ist, was wiederum erleichtert würde, wenn sie *more sociologico* in ihren basalen beziehungsweise globalen Ausmaßen besser ausgeleuchtet wäre? Womöglich, aber die Frage nach dem Zusammenhalt drängt sich der Postmoderne